



Nr. 138.

Samstag, den 13. Juni 1908.

23. Jahrgang.

## Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Böhler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

In seinem Zimmer angekommen, steckte er in aller Geschwindigkeit seine ganze, nicht unbeträchtliche Barschaft zu sich, ließ für alle Fälle seinen Revolver, den er immer mit sich auf Reisen trug, in eine versteckte Tasche seines Weinkleides gleiten, breitete dann auf dem Tisch seine Touristenkarte aus und schlug gleichzeitig das Kursbuch auf.

In einer starken Stunde kam der Zug von der Residenz her, der ziemlich gleichzeitig zwei Stationen weiter mit dem Zuge zusammentraf, der wieder zurück über die Station im Städtchen fuhr und den die Baronesse zu ihrer Reise nach der Residenz benutzen mußte.

Er konnte also, wenn er in einer Stunde mit diesem Zuge fuhr, dann in der kleinen Station tief in den Bergen, wo kein Mensch ihn kannte, umstiegen, bequem und ohne daß Julia es ahnte, gleichzeitig mit ihr in der Residenz ankommen. Schnell verließ er sein Zimmer, huschte die Treppen hinab, über den Hof und suchte zunächst Christian im Stalle auf.

Zu Oswalds angenehmer Überraschung war es derselbe Bursche, der an dem Abend, wo er unten in dem kleinen Gasthof übernachtete, ehe er nach Schloß Neudeck pilgerte, an dem Wirtstisch gefessen und mit den Bauern über seine Herrschaft gesprochen hatte. Dem Burschen konnte er Vertrauen schenken, der meinte es ehrlich.

Er richtete ihm von der Komtesse aus, Punkt 8 Uhr sich im Wohnzimmer des Schlosses zu melden.

„Wissen Sie vielleicht, Herr Kammerdiener, was ich oben soll?“ fragte der junge Mensch ein wenig belommen.

„Jawohl. Das kann ich Ihnen sagen. Der Herr Graf ist immer noch krank, sehr krank, und ich wache jede Nacht in dem kleinen Zimmer neben seinem Bett. Heute aber muß ich mal schlafen und da sollen Sie an meiner Stelle wachen!“

Der Bursche riß die Augen auf in höchster Verwunderung und sagte treuherzig: „Ja, das will ich gern! Aber wie komme ich denn zu der Ehre und nicht der Laski, der Herr Hans?“

„Die Komtesse hat selbst gewünscht, daß Sie meine Stelle vertreten, denn sie hat großes Vertrauen zu Ihnen, wie mir scheint. Kann man sich denn ganz auf Sie verlassen, Christian?“

„Das will ich meinen!“ antwortete der Bursche stolz und zeigte lachend seine blendend weißen Zähne. „Wenn ich wache, da kann das ganze Haus ruhig schlafen!“

„Das glaube ich!“ lächelte Oswald, dem der ehrliche Mensch ungemein gefiel. „Sie hängen wohl sehr an der Herrschaft?“

„Natürlich! Hab' auch alle Ursach' dazu, denn sie sind immer zu mir gut gewesen, und schon als kleiner Bub' bin ich hier in Dienst gekommen, ebenso wie die Bärbel!“

„Richtig — die Bärbel!“ fiel Oswald ein, „davon hab' ich schon reden hören im Schloß. Da gibt's wohl bald Hochzeit?“

„O mei“, meinte Christian und fragte sich mit der Linken den buschigen Blondkopf. „Das liegt noch in weitem Felde. Da hat's erst noch lang' sparen, bis man daran denken kann. Heiraten kost' Geld. Mit der Lieb' allein ist's halt nicht a'choss!“

„Na, Christian, da will ich Ihnen mal was sagen! Aber ganz im Vertrauen! Verstehen? Daß Sie nicht ehra davon schwagen, was ich Ihnen sage, sonst ist's nichts damit. Wenn Sie recht tren und brav jetzt in der schweren Zeit an Ihrer Herrschaft hängen, wenn Sie alles ganz gewissenhaft erfüllen, was Komtesse Thea von Thurn verlangt, und sich genau nach ihren Befehlen richten, so könnten in kürzester Zeit fünf nagelneue Hundertmarksheine zur Heiratssparkasse dazu kommen!“

„Was? — Fünf —“ Weiter kam er nicht. Sein Verstand faßte nicht so schnell die ganze Ungeheuerlichkeit des in Aussicht gestellten Glücks. Er faltete nur die großen Hände über dem Magen und starrte Oswald an mit runden, ausdruckslosen Augen.

Der Herr Kammerdiener winkte freundlich und wiederholte die verheißungsvollen Worte: „Fünf Hunderter! Ja, wohl! Aber unbedingt der Komtesse gehorchen, mein Freund, und — den Mund halten! Adieu!“ — Damit ging er.

Eins wußte er gewiß: Schlafen würde dieser brave Eingeborene heute nicht. Um seinen Schlämmer hatte er ihn gebracht, aber gründlich.

Sorgfältig vermied er die Gegend des Schlosses und des Vorgartens, öffnete die kleine Pforte, die hinter den Remisen nach dem Waldwege führte, und quer zwischen den Stämmen hindurchschreitend, gelangte er auf einem kleinen Umwege nach der Chaussee.

Dann eilte er, lustig vor sich hinpfeifend, zum Bahnhof hinunter.

Da er noch 20 Minuten Zeit bis zum Abgange des Zuges hatte, fragte er auf dem Schalteramt nach einem postlagernden Briefe, der heute wohl schon da sein konnte.

Statt dessen fand er unter der angegebenen Chiffre ein Telegramm, das nur die Worte enthielt: „Abreise sofort. Brief folgt. Franz.“

Er hätte aufjubeln mögen vor Freude, denn so prompt hatte er selbst den Freund nicht erwartet.

Das Telegramm war am heutigen Tage in Berlin gegen elf Uhr aufgegeben, also wenige Stunden nach Eintreffen seines Briefes. Wenn Franz und der Detektiv also mit einem der Wendschnellzüge fuhren, so konnten sie morgen vormittag, spätestens mittag in dem Landstädtchen ankommen.

Er hatte also morgen schon seine Hilfstruppen in der Nähe, und mit einem Gefühl freudiger Zuversicht sah er den kommenden Ereignissen entgegen.

Das ganze Räderwerk seines Planes griff ausgezeichnet ineinander, und wenn der Gegner nicht um vieles schlauer war wie er, so mußte das Netz sich mit unheimlicher Schnelligkeit über den verschmitzten Verbrecher zusammenziehen.

Da weckte ihn der heranbrausende Zug.

Schnell schlug die Coupétür hinter Oswald zu, und langsam trug ihn der Wagen großen und entscheidenden Ereignissen entgegen.

Auf Neudeck hatte niemand Oswalds Abreise bemerkt. Bismlich einsilbig saßen die beiden Kusinen bei dem früher als sonst angerichteten Abendessen gegenüber, wobei heute der Lakai Johann servierte.

„Wo ist denn Onkels Kammerdiener heute?“ fragte Julia plötzlich. „Es fällt einem ordentlich auf, wenn der allzeit Dienstbeflissene einmal fehlt!“

„Er hat um die Erlaubnis, schlafen zu dürfen“, antwortete Thea ruhig. „Er hat vorige Nacht kein Auge geschlossen, und da es Papa ja besser geht, glaubte ich ihn auf einige Stunden beurlauben zu können!“

„Selbstverständlich!“ sagte Julia, „aber er wird doch hoffentlich pünktlich wieder zur Nachtzeit unten sein? Gerade heute, wo ich nicht da sein kann, wäre es mir doppelt peinlich, wenn irgend das Geringste in der Pflege unseres lieben Kranken versäumt würde!“

„Beruhige Dich! Ich bin ja da und werde sorgen, daß alles wie am Schnürchen geht!“ gab Thea freundlich lächelnd zur Antwort. „Komm' nur Du bald zurück, denn Du wirst mir überall fehlen mit Deiner Umsicht, Deiner beneidenswerten Ruhe.“

„Ja, siehst Du“, lachte Julia, „man lernt die Leute erst „in absentia“ schätzen. Aber sei ruhig, ich denke morgen gegen Abend wieder hier zu sein, denn erstens wird es mit Mama nicht schlimm sein, und zweitens bin ich selbst nicht eher ruhig, als bis ich wieder hier bin. An nichts gewöhnt sich der Mensch mehr, als an die Erfüllung seiner Pflicht!“

„Wie gut Du bist, Julia“, entgegnete Thea mit einem dankbaren Lächeln, „wie sehr Du an Papa hängst! Ich danke Dir herzlich für all Deine Teilnahme!“

„Ach, was de quoi! Ich tue, was ich muß! Aber nun heißt es, mich beeilen, sonst komme ich zu spät zum Zug. Da fährt auch der Wagen schon vor!“

Die Damen erhoben sich und Thea gab der Kusine das Geleit bis zu dem an der Treppe horrenden Gespann, das, wie gewöhnlich der alte Johann lenkte, während der Kutscher, Monsieur Francois, mit dem kleinen Handkoffer der Baroness neben ihm auf dem Bod Platz nahm.

Noch einmal beugte sich Julia aus dem Wagen und flüsterte Thea zu, so daß sie nur allein es hören konnte: „Achte darauf, ich bitte Dich, daß Dein Protegee dem Onkel nicht zu viel von der Medizin gibt. Das ist meine ewige Angst. Ich traue dem Burschen nicht!“

Damit zogen die Pferde an.

Thea blieb wie angewurzelt neben der Treppe stehen und sah dem Wagen nach, bis er in der Dämmerung des Abends verschwunden war. Aber auch dann regte sie sich nicht.

Die letzten Worte ihrer Kusine hatten ein seltsames, nie gekanntes Gefühl in ihr wachgerufen, etwas, das ihr

von jeher fremd gewesen war — Furcht vor Mißtrauen. Schon zum dritten Male ließ Julia diesen Argwohn gegen Fritz laut werden.

Was berechtigte sie dazu? Was wollte sie damit sagen?

Daß dieser Verdacht völlig unbegründet und rein aus der Luft gegriffen war, davon war sie felsenfest überzeugt. Was aber wollte sie damit bezwecken, daß sie noch im letzten Moment ihrer Abreise den Mann verdächtigte, der ihr nie zu nahe getreten war, der ihr mit dem untertänigsten Respekt begegnete und nicht das Beste getan hatte, ihren Satz zu verdienen.

Denn Julia haßte ihn, das war klar.

Von dem Augenblick an, wo er das Haus betreten hatte, ja noch bevor sie ihn mit Augen gesehen, war dieser junge Mensch ihr ein Dorn im Auge. Hier lag also irgend ein geheimer, versteckter Grund zu dieser ungeheuren Antipathie, die nicht sowohl seiner Person, als vielmehr dem Umstande galt, daß überhaupt hier ein fremder Mensch im Krankenzimmer des Vaters ein- und ausging.

Konnte es Eifersucht auf die Pflege des geliebten Kranken sein? Nein, unmöglich, soweit versteigt sich selbst das idealste verwandtschaftlichste Gefühl nicht, so selbstlos ist kein Mensch, das sagte Thea ihr gesundes, natürliches Gefühl.

Und weshalb warnte sie immer und immer wieder vor der Medizin in den Händen des Dieners, das Medikament konnte doch so gefährlich nicht sein, da es der Arzt ja verschrieben und durchaus keine besondere Vorsicht angeordnet hatte.

Sie dachte nach mit förmlich fieberndem Kopfe, denn hier, zwischen Fritz und Julia, lag das Geheimnis, das sie nicht zu entwirren vermochte, das entschieden von weit größter Bedeutung war, als der treue Diener sie glauben lassen wollte, um ihr unnötige Angst zu ersparen. Weshalb sollte Julia um keinen Preis wissen, daß auch er zur Stadt fuhr? Was bedeuteten seine Worte, „daß Baroness Julia von jemand getäuscht worden sei, der ihr seine Stellung verdankte?“

O nein, die Sache lag anders, als Fritz ihr gesagt, sein Mißtrauen, daß hier irgend etwas nicht in Ordnung sei, galt niemand anders, als Julia selbst, und sie hatte vom ersten Moment sein Mißtrauen bemerkt.

Ihretwegen war er heute nach der Residenz gefahren, und mit ihren Verdächtigungen beabsichtigte sie, sich ihn vom Hals zu schaffen.

Ein leises Zittern überlief Theas schlaffe Gestalt, und unwillkürlich stützte sie sich fester auf die sandsteinerne Treppenwange, neben der sie immer noch stand. Sie sah keinen Ausweg, so sehr sie auch ihr Hirn zermartete, sie fühlte, daß hier irgend ein gefährdendes Etwas zwischen diesen beiden Menschen sich abspielte, aber über das Was und Wie fand sie absolut keine Erklärung, keinen Anhalt, und das war es, was sie beängstigte.

Plötzlich richtete sie sich energisch auf. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung ihr der einzige Weg schien, sich Licht zu schaffen, selbst um den Preis einer Indiskretion.

Sie huschte die Treppen hinauf ins Haus, überzeugte sich, daß der Kranke in ruhigem Schlummer lag und daß Wärbel mit einer Näharbeit im Vorzimmer saß.

Dann stieg sie langsam die Stufen zum ersten Stock hinauf, wo die Zimmer ihrer Kusine lagen.

Sie wußte, daß Julia für heute und morgen ihre Zofe beurlaubt, und daß diese fast gleichzeitig mit ihrer Herrin das Schloß verlassen hatte, um in einem nahegelegenen Dorfe Verwandte zu besuchen.

Die Zimmer der Kusine waren offen. Ungehindert überschritt Thea die Schwelle des kleinen Salons und stand mitten in dem mit echt großstädtischem Luxus ausgestatteten Raume.

Was sie hier wollte, wußte sie eigentlich selbst nicht, und dennoch zwang sie ein unheimliches Gefühl, das stärker war als alle ihre sonstige diskrete Zurückhaltung, vorwärts zu

gehen, sich hier umzuschauen, als müsse sie irgend etwas suchen, was ihr helfen sollte, das Geheimnis um sie her zu lüften.

Forschend sah sie sich um in dem großen, dunklen Zimmer, durch dessen hohe Fenster schon längst die Schatten der Abenddämmerung hereingeschlichen waren und alle Ecken und Winkel verhüllten.

Nur auf den kleinen Schreibtisch, der am Fenster stand, fiel noch ein dürrtiger Lichtschein. Einen Moment zögerte Thea, dann schritt sie entschlossen vorwärts.

Es war ja nicht unverzeihliche Indiskretion, nicht mühsige Neugier, was sie trieb, hier nach den Geheimnissen ihrer Verwandten zu forschen, es war vielmehr das plötzlich mit gebieterischer Gewalt erwachte Mißtrauen gegen eine Mitbewohnerin dieses Hauses, was sie qualvoll nach einem Anhaltspunkte für ihren Argwohn suchen ließ. Auf dem Schreibtische lagen Papiere, Rechnungen, kleine Notizen, Seiten in buntem Durcheinander auf der Schreibunterlage. Sie fand nicht das Geringste.

Sinnend ließ sie sich auf den kleinen Schreibtischstuhl gleiten und stützte den Kopf in die Hand, während es dunkler und immer dunkler wurde um sie her.

Dann zündete sie eine der beiden Kerzen an und leuchtete noch einmal im Zimmer umher.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sommermode.

Von Cyprienne (Wien).

Von Büschen und Beeten grünen uns buntfarbige Blumen, smaragdgrün glänzt Feld und Au und in zierlichen Windungen ringeln sich schlange Eidechsen unter breitblättrigen Farren und Gräsern. Wenn der Wind die Kronen der Frucht bäume bewegt, rieseln Schneeflocken gleich zarte Blüten zur Erde und Duftwellen erfüllen die Luft. Noch führt der Jüngling mit dem Maientranz im Lockenhaar die Herrschaft, aber wie lange noch, dann muß er seinem Bruder, dem Sommer, weichen! Der Kalender erzählt uns zwar, daß jener am 15. Juni beginnt, aber unsere Frauenwelt lehrt sich nicht daran, sie holt beim ersten warmen Sonnenstrahl ihre neuen Sommertoiletten hervor und schmückt sich mit ihnen, sich selbst und anderer Augen zur Freude. Welch ein buntes Durcheinander in den Farben und Formen, welche lapriziösen Kombinationen des widerspruchsvollsten Materials! Die heutige Mode ist so vielgestaltig, sagt man, daß es unmöglich erscheint, einen durchgreifenden Stil in ihr zu erkennen, eine jede trägt, was sie kleidet und erlaubt ist, was gefällt.

Ist das richtig? So ganz wohl nicht, denn wenn es auch schwer fällt, das herrschende Modegenre mit einem Wort zu kennzeichnen, so vermag das geübte Auge doch aus der Flut der Erscheinungen charakteristische Einzelheiten genug herauszufinden. So ist z. B. an den vornehmeren Modellen der untere Rockumfang beträchtlich vermindert. Damit im Zusammenhang finden wir an den eigentlichen Sommertoiletten aus leichten Geweben dem „Trotteur“ seltener, als in den Vorjahren. Dieser bleibt den Reise- und Tourenkleidern im modifizierten englischen Stil vorbehalten. Das duftige, weichfallende Gewand ist sogar sehr lang, freilich hinten ohne Schleppe, aber vorn so tiefgehend, daß man es, um nicht darauf zu treten, beständig aufheben muß. Eine etwas bizarre Pariser Mode, die bereits im vorigen Jahre bei uns auf den Markt gebracht wurde, aber wenig Anklang fand, befürwortet auch den Rock, der an den Seiten länger ist, als vorn und hinten. Den langen Röcken eint sich meist das lose Blusenkleichen mit viereckigem Ausschnitt, unter dem, je nachdem es Ärmel besitzt oder ärmellos ist, eine kurze Battist-, Mull-, Tüll-, Spitzen- oder Chiffonbluse oder ein Chemisett getragen wird. Ein grazios geraffter Ärmel vervollständigt diese Tracht.

Eine elegante Toilette aus geblümter weißgrundiger Marquise mit ungarisiertem, über den Hüften reich eingereichtem Rock, hatte eine blusenartig überfallende Taille, die sich über den Schultern japanartig verbreiterte. Die halblangen Ärmel waren mit rosafarbenen Schleifen und Quasten aufgenommen, um unten eine Manschette aus Valenciennes sehen zu lassen, der das den Hals nahezu freilassende Chemisett entsprach. Den tiefen Taillenausschnitt umsäumten rosafarbene Formenblenden, über die sich vorn eine harmonisierende große Schmetterlingschleife mit Stickerei aus weißen Wachsperlen legte. Gleichfalls aus

rosa Seide war der breite Haltengürtel gefertigt. Diese Toilette läßt sich aus dem einfachsten Material nachmachen und sieht in jeder Ausführung fein und zierlich aus. Weiße, cremefarbene und graue Voiles oder Etamines mit rosa, blaugrauer, meergrüner oder lila Taffet garniert, machen sich besonders schön. — Eine zweite Toilette aus mattblauem Voile war mit gleichfarbiger gepunkteter Gaze zusammengestellt. Aus dem ersteren Stoff bestand der Rock, der tunikaartig und vorn spitz zugeschnitten über einen seidenen, unten mit vier schmalen Volants bedeckten Futterrock fiel, die Gaze dagegen gab die Bluse mit halblangem Ärmelsaum her, über die je rechts und links ein nach unten zu sich verzweigender Revers in Gestalt eines Volants sich hinzog. Darunter befand sich eine Unterziehbluse, deren gleichmäßige dichte Falten unter einem hohen Stebtragen aus Gebelsspitzen mit schwarz ausgenähten Musterfiguren verschwanden. Schwarze Sammettschleifen zierten die aparte Toilette. Bemerken möchte ich noch, daß dieselbe mit verkürzter Taille sich trefflich für Reformtracht eignet.

Die beiden geschilderten Kleider sind vorbildlich für ein ganzes, sehr beliebtes Genre. Wie in den Vorjahren sieht man auch heuer noch viel jene aus Japonseide, Mull oder Batist hergestellten Roben, die man halbfertig kauft und nur vermöge einiger Nähte, der Figur anzupassen braucht. Nur machen sie in diesem Sommer einen etwas einfacheren und weniger statuernden Eindruck, als im vorigen. An einem reizenden jugendlichen Modell aus rosa Japonseide war der Rock durchweg fein plissiert und unten etwa drei Handbreit von leicht gekrauteten Valenciennesspitzen und Entreeux umrandet, die auch die beiden Vordernähte begleiteten. Die nämliche Garnitur setzte sich in vertikaler Linie auf der ärmellosen Bluse mit kleinem Ausschnitt fort. Gledenärmel aus weißem Valenciennesstoff, die aus der Bluse gleichsam herausfielen, machten den Eindruck, als ob sie zu einer Unterziehbluse gehörten. Ihr besonderes Cachet erhielt diese Toilette durch kleine schwarze Possamenteriespangen, die in regelmäßigen Zwischenräumen den vertikal laufenden Entreeux aufgeheftet waren. Ähnliche duftige Kleider können fleißige Hausstüchter sich gut selbst anfertigen, wenn sie die Valenciennes durch Tülleinsätze mit Durchzugstickerei oder but bestickte Streifen aus klarem Kongrestoff ersetzen. Nur ist zu raten, den Stoff des Kleides in diesem Fall lieber zu wählen und statt plissiert, glatt zu verarbeiten. Es läßt sich dann leichter waschen und gewinnt zudem an Haltbarkeit.

Für die englischen kurzen Kleider sind abgepaßte karierte Wollstoffe mit glatten Streifenborten in der Farbe der dunkleren Karos besonders beliebt. Der Rock wird meist grob plissiert; da der Stoff sehr breit liegt und in der Breite der Länge des Rockes entspricht, so umlaufen ihn die Streifen, ohne daß man sie aufzunähen braucht. Will man diese Kleider hervorragend chic und elegant haben, so vervollständigt man sie durch ein ziemlich langes anschließendes Jackett mit vorn abgerundeten oder stark auseinanderfallenden Schößen aus einfarbigem Tuch. Die Kombination von weiß und braun kariertem Körperstoff und braunem Tuch macht sich namentlich sehr fein. Zur Vervollständigung der ferschen Kostüme dienen stets weiße Sportblusen in Seide, Leinen und Batist. Unter diesen werden gegenwärtig Stücke von einer nie gesehenen Feinheit und Schönheit geschaffen. Der Begriff „Sportbluse“ schloß bis dahin eine gewisse unangenehme und konventionell wirkende Korrektheit und Langweiligkeit in sich, die bei den erwähnten, aus Säumchen, kleinen Einsätzen, Spitzen, Kreuznäh und Stickerei kombinierten Wundern jedoch absolut nicht zum Ausdruck gelangt. Das Ganze stellt eine Miniaturarbeit von unerhörter Akkuratheit dar. Ein Anzug aus braunkariertem Rock, braunem Jackett, weißer Battistbluse, Panamahut und dänischen Handschuhen bestehend, ist wohl das Floresteste und zugleich distinguirteste, was man sich denken kann — notabene, wenn jedes Stück in bester Qualität und im passenden Stil gewählt. Halbbandschuhe — mögen sie noch so kostbar sein — und eines der bis zum Ueberdruß gesehenen Kaschadenschleichen als Kragenabschluß, verderben gänzlich den Eindruck. Der erwähnte Stil bedingt dem kleinen gradlinigen Herrenschlips und lederne Fingerhandschuhe.

Eine die Mitte zwischen den beiden geschilderten Genres haltende Schnittform regelt auch unter der Etiquette „Schneiderform“ oder „tailor made“, aber wahrlich sehr mit Unrecht, denn etwas in höherem Grade leger Wirkendes dürfte die heutige Saisonmode kaum hervorgebracht haben. Ihr Erfinder ist Paquin, der sie unermüßlich zu lancieren sucht. Der diesen Kleidern eigene Rock, der sogar den Namen „Paquinrock“ führt, hat statt der drei, den meisten Damen verhassten Quersalten in der Vorderbahn, eine lose Draperie, die auch den Hüften mehr Raum gewährt. Das lose Jackett mit halblangem Ärmel ist vorn überaus stark abgeschrägt, woher es nur für sehr schlanke, jugendliche Figuren taugt. Man kann zu diesem Kostüm sowohl Blusen

wie englische Taillen tragen. Der besseren Verständlichkeit wegen will ich ein paar Toiletten der Art beschreiben. Da war eine aus einem neuen weichen Cheviot, deren Jackett eine blattartige Coutachstickerei bedeckte, indem den rechteckigen Vorderrand eine wenig gekrauste Spitzenastade bis zum Gürtel begleitete. Bassmenteriegehänge mit Pompons ersetzten die Knöpfe. Noch viel aparter ersahen ein ähnlicher Anzug aus silbergrauem Sommerstuch mit erbsenroter Coutache geziert. An einem Kostüm aus drapierter Silberseide machte sich die Kombination mit türksblauer Schnurstickerei besonders fein.

Durchweg bei allen modernen Sommertoiletten ist der Rock sehr wenig garniert, sofern man nicht die Tunique als Garnitur gelten lassen will. In der Regel ist sie sehr lang, von oben bis unten geschlitt und am unteren Ende durch zwei schwere Treppen spangenartig zusammengehalten. Häufig wird sie auch nur durch Vortienbefestigung imitiert. Damit die Röcke um die Hüften herum recht knapp anliegen und ihr Fall derart reguliert wird, daß sie sich beim Gehen nicht in die Füße verwickeln, näht man ihnen inwendig Bleifüßeln ein.

Unter den Sommerstoffen treten, abgesehen von den sehr weichen, Alpaka, Mohair und allerhand waschbare Gewebe mit Blumenmustern in fastgrün und cerise auf weißem Grunde, hervor. Die Dessins werden an den Rändern häufig zu Streifen zusammengestellt, die herausgeschnitten und mit Entzierung aus Spitzen und Stickerei kombiniert sehr hübsche und distinguierte Blumendekorationen ergeben. Sind die Stoffe durchsichtig, so erfordern sie Unterbewänder aus Atlas. Man möge jedoch nicht erschrecken, denn der Atlas, den man dazu benutzt, ist schon zum gleichen Preise wie Baumwollstut zu haben.

Was die Umhüllen anbetrifft, so spielen sie bekanntlich im Sommer nur eine geringe Rolle. Für gut gewachsene Gestalten eignen sich am besten die Jacketts im reinsten Directoirestil mit spitzen, abstehenden Revers, erhöhter Taillienlinie und kurzen Westen. Sehr hübsch sind die aus Sammet in röllchen, kupferroten, burgunder-, korinthen- und erbsenfarbenen Tönen konfektionierten mit goldgesticktem weißem Atlasgilet. Ein reizendes Modell war auch aus jägergrünem Sammet mit gelber Leberweste, die eine zierliche silberne Coutachstickerei zierte, gefestigt. Die weißen Linienpaletots mit Hochstickerei, Spitzeninkrustationen, die man schon vor zwei Jahren sah, erscheinen auch in dieser Saison wieder auf der Bildfläche, doch sind sie merkwürdigerweise in Süddeutschland und Oesterreich weniger beliebt, als im Norden und Osten unseres lieben Vaterlandes. Staubmäntel wählt man fast ausschließlich in loser Paletotform, sehr ähnlich den Abendmänteln des verschlossenen Winters. Ihr Material ist Mohair in jeder erdenklichen Ausführung und Färbung, daneben Alpaka, Mohair, Pique und Leinen. Häufig werden sie mit Applikationsfiguren in abstechender Nuance und umrandet von hellen Schnürchen, geschmückt. Blaue, braune und rotbraune Applikation auf naturfarbem Grunde ist hochmodern. Im übrigen kann man auch dem einfachsten grauen Beinenmantel durch ein paar farbige Kokoselschleifen Eleganz verleihen.

Unendlich mannigfaltig sind die Formen der Hüte. Großer Beliebtheit erfreuen sich die großen Clocheformen, die mit ihren herunterfallenden Spitzen- und Chiffonrüschen und Volants täuschend an Lampenschirme erinnern. Immerhin ist doch ein Clochehut aus Korbhaar oder durchbrochenem Strohgeflecht in weiß oder creme, mit farbiger Seide unterlegt und harmonisierenden Volants garniert, sehr malerisch. Viele ziemlich große Modelle mit geradem Rand erscheinen wie Blumenkörbe, denn Massen von Blütenzweigen streben in leuchtendsten Tönen von ihnen aufwärts. Man sieht da Päonien, Rosen von riesenhaften Dimensionen, Nelken und Phantasieblüten in rot und rotlila abgezeichnet, die unglaublich auffallend sind. Auch kleine Toques mit Malines-Rüschen bedeckt, aus denen lange Reiter aufragen und Amazonen à la polillon gelten für sehr chic. Eine Neuheit ist der mit dem Panamahut in Burenform konkurrierende Trotteurhut aus ganz dünnem, plattem Strohgeflecht, das, flüchtig betrachtet, an Stiefgasse erinnert und auch wie diese meist ein bläuliches Weiß oder Grau zeigt. Zu seiner Garnitur verwendet man mit Vorliebe eine dunkle Bandschleife. An stürmischen Tagen bindet man auch im Sommer den Hut vermittelst eines Automobilschleiers unter dem Kinn fest.

Sonnenschirme werden gern mit Blumenborten gewählt. Hier und da sieht man auch die ungefüllten mit den französischen goldenen Gestellen. — Unter den Halbhandschuhen machen sich vorzüglich die aus Spitzen in schwarz, weiß und creme hergestellten bemerkbar. Für noch distinguiert hält man freilich Fälschhandschuhe aus dicker Cordonneseide mit eingestickten Endzier.

## Vermischtes.

**Ein neues Vincta.** Von einer für die Archäologie höchst interessanten Entdeckung berichtet die „Dépêche Tunisienne“. Ein Mitglied einer Truppe von Schwammtauchern, die kürzlich der Ausübung ihres gefährlichen Berufes an der nördlichen Küste von Sfax, in der Nachbarschaft von Mahdia, oblag, stieß beim Tauchen zu seinem größten Erstaunen in der Tiefe des Meeres auf die ausgebehten Ruinen einer alten Stadt. Er drang in die Ruinen ein und entdeckte in ihnen eine Anzahl von Bronze- und Marmorstatuen. Die seltsamen Reliquien wurden gehoben, an Bord des Schiffes gebracht und alsbald nach Sfax übergeführt. Der Kapitän des Fahrzeuges ist überzeugt, daß diese Bildsäulen nicht von einem gescheiterten Schiffe herrühren, sondern daß sie zu einem Tempel gehören, der einst in einer Küstenstadt errichtet wurde. Die Stadt ist zerstört und nach und nach vom Meer verschlungen worden. Der Taucher, der die Entdeckung machte, erzählt, daß er den Tempel betreten habe, dessen Säulen noch aufrecht stehen. Die Auffindung der Statuen erinnert an ein Vorkommnis, das einige Jahre zurückliegt. Damals entdeckte ein Grieche in der gleichen Gegend die Ueberreste einer Stadt im Meer. Er brachte die Nachricht nach Sfax und alsbald ward eine wissenschaftliche Expedition ausgesandt, die die Erforschung der Ruinen aufnehmen sollte. Allein unglücklicherweise hatte der Grieche die Kennzeichen der Stätte vergessen, er fand die Stelle nicht wieder und man kehrte unverrichteter Dinge heim. Die kürzlich wieder aufgefundenen Ruinen sind allem Anschein nach mit jener Stadt identisch, die jener Grieche sah und dann nicht wiederfinden konnte.

**Die Parapluie-Garde.** Das kaiserliche Belgien hat die Welt um eine neue Truppenart bereichert. Der Stadt Charleroi gebührt das Verdienst dieser Neuschöpfung. Bisher besaß die Gemeinde ein wackeres Bürgergarbistenkorps; nun aber ist diese Truppe plötzlich zur Parapluiegarde geworden. An einem Sonntag vollzog sich lebhafte plötzlich die Wandlung. Es regnete Bindfaden und die zu einer Schießübung zusammenberufenen Garbisten hatten keine Lust, sich einem tödlichen Anfall von Rheumatismus oder Gicht auszusetzen: mit Hörnerklang zog die Schar zum Schießplatz, auf der einen Schulter die mörderische Schießwaffe, auf der anderen — einen Regenschirm. Der martialische Anblick der belgischen Vaterlandsverteidiger erregte die Heiterkeit der ganzen Stadt und ironische Bravourstücke begleiteten die Wackeren auf ihrem Marsch. Aber so praktisch der Gedanke mit dem Schutz gegen die Unbarmherzigkeit des feuchten Elementes war, die erfindungsreichen Garbisten hatten doch nicht an das Exerzierreglement gedacht, das selbst in Belgien einstweilen noch keine Regenschirme vorsieht. Und als der führende Leutnant mit suggestivem Schreie kommandierte: „Das Gewehr auf die rechte Schulter!“, da kam es zu zahlreichen Zusammenstoßen zwischen dem Parapluie und der Mordwaffe. Die Schirme zogen dabei den kürzeren und manche einer wurde durch Lächer und Risse zur veritablen Kriegstrophäe gestempelt. Vielleicht entschließt sich der Kommandant der Bürgergarde in Charleroi, die Lücke im Exerzierreglement auszufüllen und über Griffe mit dem Regenschirm genaue Bestimmungen zu erlassen.

**„Geschmückte“ Rücken.** Auch im Kongostaat bringen die Frauen der Schönheit ihre Opfer, erdulden Schmerzen und Pein, um „hübsch“ zu sein und dem Schönheitsempfinden ihrer männlichen Stammesgenossen zu genügen. Die Kongofrauen begnügen sich nicht damit, der Natur mit schönen Gewändern oder bunten Glasperlen allein nachzuhelfen, sie gehen gleich radikal vor und lassen sich ihren Rücken mit einer „Schmückerei“ versehen. Das ist ein langwieriger und schmerzhafter Prozeß, mit dem schon in frühesten Jugend begonnen werden muß. Kleine runde Goldstücke werden hart auf den Rücken gepreßt und dort jahrelang gehalten, bis die durch die Quetschung hervorgerufenen Hauterhöhungen nicht mehr schwinden. Mit den Goldstücken und Holzstäbchen lassen sich so auf dem Rücken die schönsten Ornamente eingraben, und sorgsame Mütter mühen ihre Phantasie, um den Rücken ihrer Töchter besonders schöne Muster einzugravieren.

# Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 21.

Samstag, den 13. Juni.

1908.

## Seelische Krankheiten.

Von Eubenie Heinrich.

(Nachdruck verboten.)

So vieltausendfältig wie die körperlichen sind auch die seelischen Gebrechen und Krankheiten des Menschen, die, genau wie jene, in den mannigfachen Abstufungen vorkommen und durchaus nicht etwa nur in schweren Gemütsstörungen und verbrecherischen Neigungen zu suchen sind. Auch der normale Durchschnittsmensch hat, — wie irgend ein kleines körperliches Leiden, — so auch meist irgend einen kleinen seelischen Defekt, der ihm hier und da Unbequemlichkeiten bereitet und sich immer aus ganz kleinen unberechneten Anfängen, die sich nur durch leichtes Unbehagen oder vorübergehendes Wehgefühl ankündigen, entwickelt haben. Auch hier gilt nämlich das Wort, daß Krankheiten leichter zu verhüten als zu heilen sind, aber leider handeln nur die Wenigsten danach. Wenn Eltern und Erzieher auch die kleinsten unbedeutendsten Ausprägungen der verschiedenen kindlichen Triebe nicht unbeachtet liegen, so könnte viel Unheil vermieden werden. Bekanntlich bildet ein kräftiger, gesunder Körper den besten Schutz gegen all die zahllosen Feinde der leiblichen Gesundheit — ärztliche Kunst vermag nur sehr wenig, wenn ihr dieser bedeutendste Bundesgenosse fehlt — genau denselben Widerstand übt in seelischer Beziehung eine starke, gesunde Willenskraft, die allen Versuchungen und Leidenschaften gegenüber Herr bleibt, daher ist die Stählung der Willenskraft durch stete Uebung eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung.

Da ist z. B. ein Kind, welches gerne dies oder jenes sammelt und sich um keinen Preis von einem seiner Schätze trennen möchte — aus solchem Kinde kann einmal ein Mensch werden, der das Seine zusammenhält, der am Selbsterworbenen hängt und es versteht, sich harmlose Freuden zu bereiten — aber eben so gut kann sich aus solcher scheinbar guten Anlage auch der unheilbare, alles verzehrende Krebs des Geizes entwickeln, wenn die ersten bedenklichen Symptome nicht unnachsichtlich schon im Keime erstickt werden. Das verkehrteste wäre aber — sowie in diesem wie in allen übrigen Fällen — mit Gewalt solchen Fehlern zu begegnen und etwa einem solchen Kinde einfach zu gebieten: „Schenke augenblicklich dieses oder jenes deinem Bruder oder es gibt Prügel“. Wirklich erfolgreich können schlimme Neigungen nur durch die Einsicht des Kindes selbst und seinen festen Willen, sie zu besiegen, bekämpft werden. Sein Ehrgefühl muß angerufen und ihm gezeigt werden, daß alle unsere natürlichen Triebe und Neigungen zwar die Quelle von allem Großen und Schönen, was wir hervorbringen, sind, daß dieselbe Quelle aber — überschäumend — alles fruchtbare Land vernichten und Hab und Gut und Leben verschlingen kann, wenn wir ihrer nicht Herr bleiben und somit in der Gewalt behalten, daß sie sich unserem Willen beugt und nur dorthin sich ergießt, wohin wir ihr den Weg vorschreiben. Für bildliche Vorstellungen sind Kinder immer empfänglich, weit mehr als für moralische Predigten oder unverständenes Philosophieren; durch solche Bildersprache sind sie daher am leichtesten zu beeinflussen. Ein anderes Gleichnis geben in dieser Beziehung auch zum Beispiel die schönen Mosen- thalschen Verse:

„Leidenschaften sind schäumende Pferde,  
Angespannt an dem rollenden Wagen,  
Wenn sie, entmeistert, sich überschlagen,  
Zerren sie dich durch Staub und Erde,

Aber lenkst du fest den Zügel,  
Wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel;  
Und je stärker sie reißten und schlagen,  
Um so herrlicher rollt dein Wagen.“

Alle die bekannten kindlichen Unarten — Born, Raschheit, Zügellosigkeit, Unverträglichkeit, Unordnung, Eigensinn, zahllose andere Schwächen können unbeachtet gelassen, sich zu den schwersten, das ganze Leben verbitternden Fehlern auswachsen. Sie alle lassen sich am besten durch die Achtsamkeit des Kindes auf sich selbst bekämpfen, während der Erziehende nur die Oberaufsicht behält. Schelten und schlagen ist freilich leichter als solche beständige, alles beachtende Aufmerksamkeit, aber wirkliche Erziehung ist auch etwas anderes als bloße Dressur.

Es wird heute im großen Ganzen allerdings mit den Verfehlungen gegen das Sittengesetz etwas leicht genommen, und es gibt so manchen, der da vielleicht, wenn man auf die Verantwortlichkeit der Erziehung hinweist, meinen wird: „Na, was schadet's denn schließlich, wenn nun auch wirklich der eine diesen, der andere jenen seelischen Fehler hat — ich habe auch die eine und die andere kleine Schwäche — darum bin ich im ganzen aber doch ein ganz netter Kerl, und ich, sowohl wie meine Familie, fühlen sich wohl dabei. Wer wird denn mit der Erziehung so viele Umstände machen — früher hat kein Mensch an so etwas gedacht, da wurde einfach Gehorsam verlangt und wer nicht gehorchte, erhielt Schläge. Und bei solcher Methode sind doch ganz tüchtige, brauchbare Menschen herangewachsen.“

Der Betreffende vergißt aber völlig bei seinem Vergleiche mit früher, wie sehr sich die ganzen Verhältnisse seitdem geändert haben, wie viel verfeinerter unsere heutige Kultur, wie viel differenzierter die Menschen geworden sind. Die brauchbaren Menschen von damals würden höchstwahrscheinlich bei den heutigen Verhältnissen schon nicht mehr brauchbar sein, denn heute sind ganz andere Aufgaben zu lösen als ehemals; eine rohe Kultur vermag mit Prügeln auszukommen, bei einer höheren und feineren sind sie niemals am Platze. Und wird denn derjenige, der kleine seelische Defekte so gering achtet, etwa auch behaupten wollen: „Was tut's denn, wenn einer ein schwaches Herz oder eine schwache Lunge hat, oder wenn sich hier und da Geschwülste zeigen, wenn er nur im übrigen gesund ist?“ Seelisch aber meint man so viele Umstände wie mit dem Körper nicht nötig zu haben, weil man die Folgen einer Vernachlässigung in dieser Beziehung ja nicht unmittelbar zu fühlen zu bekommen meint. Aber ist dies wirklich der Fall? Ganz abgesehen von allen, deren schlimme Neigungen später einmal zu Verbrechen ausarten und die doch auch alle einmal unschuldige Kinder waren — gibt es unzählige Leute, die, wenn sie ihre Fehler brachten und rechtzeitig bekämpft hätten, sich und anderen das Leben so unendlich viel freundlicher hätten gestalten können, als es in Wirklichkeit geschah, daß da wirklich von einem Nichtfühlbarwerden der Folgen nicht die Rede sein kann. Der Despot, vor dem seine Umgebung zittert, die launenhafte Frau, die sich und andere plagt, der Geizige, der jede Freude erst berechnet, ehe er sie sich oder einem anderen gönnt, der Zähjornige, der jedesmal aufs neue seinen Mangel an Selbstbeherrschung nach einem Ausbruch berent, der Lügner, der sich in die größten Verlegenheiten bringt, der Unzuverlässige, der allmählich alles Selbstvertrauen verliert, der Unverträgliche, bei dem niemand ausarren kann — meint man etwa, daß allen diesen Leuten wohl ist in ihrer Haut, daß sie Freude am Leben haben können, selbst wenn keine großen Katastrophen durch ihre Fehler über sie hereinbrechen? Sie leben eben nur so schlecht-

weg hin, weil sie nun mal gerade da sind, aber den Sinn und Wert des Lebens zu erfassen, sind sie unfähig, weil dies nur der innerlich Freie vermag, dem die Zufälligkeiten seines Schicksals nichts anhaben können. Dies trifft aber auch bei jenen zu, die zwar keine eigentlichen größeren Charakterfehler haben, aber dagegen das sind, was man geistig blind, taub oder stumm nennen könnte. Sie gehen vorüber an Leid und Bitterkeit, ohne etwas davon wahrzunehmen oder ihre Teilnahme durch das ärmste kleine Wort ausdrücken zu können. Der durch die innigsten Bande an solchen Menschen Gefesselte kann sich in Schmerzen verzehren, ohne daß jener auch nur etwas davon ahnt, oder wenn er sehen und hören kann, so ist er zu stumm und kann kein Wort des Trostes finden. Zu diesen Blinden, Tauben und Stummen gehören auch jene, die den herrlichsten Wundern der Natur gegenüber kalt bleiben, die auch die Schätze höchster, reiner Kunst unberührt lassen. Sind solche Menschen nicht unseres tiefsten Mitleids wert in ihrer Veiðelarmut? Ist es eine Kleinigkeit, kumpfen Geistes und seelisch verkrüppelt zu sein? Wer keine Kinder lieb hat, der suche sie vor solchem Elend zu bewahren, der wecke in ihnen die Empfänglichkeit für reine Freuden, den Sinn für Natur- und Kunstschönheiten, den Stolz auf ihre junge Willenskraft, die siegreich gegen alle Riesen und Drachen niederer Gelfüste bezieht. Wer gewürdigt wurde, Vater und Mutter zu werden, dem wird zwar eines der schwersten und verantwortungsvollsten Ämter zu teil — aber zugleich auch ein Amt, welches die reinsten und höchsten Freuden, deren der Mensch überhaupt fähig ist, in sich birgt — Schöpferwonne.

## Italienisches Schulleben.

Vor kurzem hat der Mailänder Frauenverein Unione Femmine eine Enquete über die Volksschulverhältnisse in den Gemeinden am Comersee veranstaltet. Das Resultat ist traurig und beschämend zugleich. Wieviel Armut und Unbildung bergen diese idyllischen Dörfer, deren Gelfische Lage jeder bewundert! Wenn wir das Ergebnis der Umfrage durchblättern, glauben wir uns in die ärmsten Dörfer Siziliens versetzt, nicht in einen anscheinend reichen und blühenden Landstrich der Lombardei.

In vielen Fällen dienen schmutzige Löcher als Schulzimmer. Das Lehrmaterial ist uralte, die Schulbänke zerfressen, und in diesen landschaftlich bevorzugten Gegenden fehlt den Schulen ein Hof, ein Garten, wo die Kinder sich in den Pausen aufhalten könnten!

Lehrer oder Lehrerinnen beziehen Gehälter von 650—900 Lire (im allgünstigsten Falle von 1000 Lire) und haben oft mehr als 70 Schüler zu unterrichten. Der Staat kümmert sich absolut nicht um die Elementarschule, die Gemeinde, die oft zu arm ist, um den vorgeschriebenen, ohnedies nur jährigen (!) Schulkursus abhalten zu können, stopft die Kinder drei Jahre lang in eine einzige Klasse zusammen und bezahlt nur einen einzigen Lehrer, der all diese Schüler gleichzeitig unterrichtet.

In 90 von 100 Fällen sind Lehrer und Schüler gezwungen, die Reinigung der Schulräume selbst zu besorgen, den Ofen anzusteden etc. Sehr selten nur wird der obligatorische Unterricht durchgeführt. Die sehr gründliche Enquete bietet allen, die sich für italienische Schulzustände interessieren, wertvolles Material.

## Dies und das von der Frau.

Eine Chauffeurenschule zur Ausbildung von Automobilfahrerinnen hat soeben die erste Berliner Chauffeuse, Frau von Papp, errichtet. Es sollen dort in erster Reihe nichtberufsmäßige Fahrerinnen ausgebildet werden.

Die Frau als Stubenmaler. Wie so viele neue Erscheinungen im Frauenleben kommt auch diese aus dem Norden, und zwar aus dem hohen Norden, denn die erste weibliche Stubenmalerin, die in Deutschland auftauchte, ist eine Isländerin. Eine Hamburger Dame, die sie im Auftrage des Vereins der Freundinnen junger Mädchen von der Bahn holte, schildert ihr Erstaunen, als sie der Reisenden gewahr wurde. Die Besüchterin hatte sich vorgestellt, daß die weibliche Stubenmalerin doch schon äußerlich ihrem Beruf nach kenntlich sein müsse. Ihr trat jedoch eine junge Dame entgegen von hohem Wuchs, mit dem selbst fremdländischen isländischen Kopfschmuck in einem langen blauen Sammelmantel mit Hermelin besetzt und darunter gleichfalls isländische Tracht, schwarzer Seidenrock, Luchsjacke mit echten Spizen am Halse, mit silbernen Schnallen und Agraffen gepunkt. Vier Jahre lang ist der weibliche Stubenmaler ganz regelrecht in Island als Lehrling tätig gewesen, dann ein Jahr in Kopenhagen als Gefelle. Ihr Beruf gefällt ihr außerordent-

lich; ein Gefühl der Nützlichkeit und des Schwindels ist ihr selbst bei hohen schwebenden Gerüsten unbekannt. Bei der Arbeit trägt sie als Unterkleidung einen geteilten Rock wie die Radfahrerinnen und darüber den Malerkittel. Sie erzählt, daß ihr weder in Island noch in Dänemark jemals Schwierigkeiten durch ihre männlichen Kollegen bereitet wurden, und sie ist nach Deutschland gekommen in der Hoffnung, auch hier gute Aufnahme und eine befriedigende, lohnende Arbeitsstelle zu finden. Vielleicht eifert sie auch deutsche Mädchen zur Nachahmung ihres Berufes an.

Angeborene Sinnslosigkeit der kleinen Mädchen bei Keuchhusten. In der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten haben Professor Reicher und Dr. Lewis D. Marks statistische Untersuchungen über die Infektionskrankheiten der Kinder veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß in allen Ländern die Keuchhustensterblichkeit der Mädchen erheblich größer ist als die der Knaben. In einzelnen Ländern, wie in der Schweiz, befragt der Unterschied sogar nahezu die Hälfte. Überall, in Ungarn, Frankreich, England, Deutschland, war eine erhebliche größere Gefährdung der Mädchen durch Keuchhusten zu konstatieren, während umgekehrt an Diphtherie mehr Knaben sterben. Die eigentlichen Ursachen sind noch nicht festgestellt. Die genannten Forscher nehmen an, daß speziell die Mädchen geringere Abwehrstoffe gegen den Keuchhusten besitzen als Knaben, andere Ärzte suchen als Erklärung die unter den Mädchen mehr verbreitete Blutmangel, immerhin aber ist es seltsam, daß man allgemein gültigen Gesetzen auf der Spur zu sein scheint, die ein angeborenes verschiedenes Verhalten der Geschlechter gegen die verschiedensten Infektionskrankheiten regeln.

Ueber die sozialen Ursachen der Säuglingssterblichkeit hat Gustav Temme in Nordhausen neuerdings in einem im Verlage der „Hilfe“ (Berlin-Schöneberg) erschienenen Werk wertvolles Material erbracht. Die Tatsache, daß in Deutschland alljährlich 450 000 Kinder unter einem Jahr sterben, beweist, welche Verschwendung mit dem kostbarsten Gute des Lebens getrieben wird und in wie hohem Maße man noch durch Herabsetzung der Todesfälle die Bevölkerung vermehren könnte, selbst wenn ein Geburtenrückgang eintritt.

Ein wunderlicher Beruf ist der der Vorkosterin. Natürlich kann sich ein solcher Beruf nur in einer Stadt entwickeln, wo man viel Wert auf die feinste Zubereitung der Tafelgerichte legt, und so ist denn Paris der Ursprungsort dieser Frauentätigkeit. Die Vorkosterin muß eine überaus feine Zunge haben, das Kochen perfekt verstehen. Ihre Aufgabe besteht lediglich darin, bei Dinern und Festlichkeiten die Gerichte vorher in der Küche zu versuchen und durch all jene kleinen Zutaten zu verbessern, die für den Wohlgeschmack von Speisen entscheidend sind. Sie gibt auch Unterrichtsstunden für Hausfrauen und Köchinnen, wobei sie es vermag, etwa die Anfangsgründe der Kochkunst beizubringen. Sie stellt vielmehr eine Art Professorin und höchster kulinarischer Instanz dar, in deren Seminar nur Vorgefertigte aufgenommen werden. Durch und durch Dame, viel begehrt und reichlich entlohnt, fährt die Vorkosterin im Fialer bei ihren Kunden vor und nicht ohne Bangen harren die Köchinnen ihres Urteilspruches. In so manchem Hause, dessen Festabende um der Tafelfreuden willen berühmt sind, fällt das eigentliche Verdienst der Vorkosterin zu. Es ist durchaus nicht so leicht, sich dieser Tätigkeit zuzuwenden, sie läßt sich nicht handwerksmäßig erlernen, sondern verlangt, wie eine berühmte Vorkosterin versichert, angeborenes Genie.

Ein Liebesfall im Hause Bismard. „Daily Mail“ läßt sich aus Berlin eine romantische Geschichte von einer Verlobung im Hause Bismard erzählen, die bisher nur den der Familie Bismard Nahestehenden bekannt sein soll. „Ein junger, evangelischer Theologe“, so telegraphiert der Berliner Korrespondent des englischen Blattes, „ist seit einigen Jahren auf Schloß Schönhausen Erzieher der Kinder der Gräfin Wilhelm Bismard, der Witwe nach des Altreichstanzlers zweitem Sohn. Vor einer Woche sollte der junge Priester inaguriert werden und in der evangelischen Kirche bei Schloß Schönhausen seine erste Kanzelrede halten. Die Familie Bismard, in der man den jungen Theologen sehr wertschätzte, nahm an dem Ereignis lebhaften Anteil; es sollte unter den Auspizien der Gräfin vor sich gehen. Einen Tag vorher erschien aber der Superintendent der Diözese Schönhausen bei der Gräfin und machte ihr die Mitteilung, daß bestimmte Gerüchte auftraten, die den jungen Pastor zum Verlobten einer der gräflichen Töchter machen. Die Gräfin ließ sofort ihre drei Töchter Herta, Irene und Dorothea erscheinen, um die ihrer Ansicht nach lächerliche Behauptung zu widerlegen. Sehr groß war aber das Erstaunen der Gräfin, als ihre 22jährige Tochter Herta tief errötend ihrer

Mutter zu fügen fiel und ein heimliches Verlöbniß mit dem Hauslehrer eingetrad. Gräfin Bismarck hat einen Familienrat einberufen, in dem man über die Stellungnahme zu dieser Liebesaffäre schlüssig werden wird."

Ein Arbeiterinnenheim wird im Herbst in Berlin, und zwar in Mi-Doabit eröffnet. Für das Zustandekommen hat hauptsächlich Frä. Mathilde Kirchner, die Tochter des Berliner Oberbürgermeisters gewirkt. Das im Bau begriffene Heim ist das erste dieser Art in der Reichshauptstadt. Es ist eine Art Klubhaus und Wohnheim für Frauen, das alle Vorzüge der Hygiene, Bequemlichkeit und des Geschmacks verbindet. Die bekanntesten Berliner Architekten, Messel, Hoffmann, Kötthe und Meiner haben zu den Plänen beigetragen. Für die Vorkasse, die mit Blumina dekoriert wird, hat der Bildhauer Hugo Lederer einen Brunnen zugesagt. Das Erdgeschoss enthält Halle, Speisesaal, sowie Bibliothek und Lesezimmer. Die oberen Geschosse enthalten Einzelstuben, sowie Zimmer für mehrere Personen, weiterhin gemeinsame Wohnzimmer, Krankenzimmer, in den Seitenflügeln sind Kaffeestuben, Küchen und Bäder vorgesehen. Den Bewohnerinnen steht es frei, ihre Zimmer selbst zu möblieren, sich nach Wunsch einzurichten. Abends werden in dem Heim zahlreiche Kurse in Deutsch, Stenographie, Turnen, Gesang, Kochen, Schneidern, Puz etc. stattfinden, Vorträge und gefellige Veranstaltungen sollen den Aufenthalt im Heim angenehm gestalten. Hoffentlich gelingt es durch Nachahmung ähnlicher Anstalten das große Schlafstellenelend mit all seinen Folgen auch für die erwerbstätigen Mädchen der Arbeiterklasse einzuschränken.

Als erster weiblicher Dr. juris an der Heidelberger Universität promovierte soeben Frä. Anna Schulz. Ihre Dissertation behandelt ein Rechtsgebiet, auf dem sicherlich die Frauen berufen sind, viel zu leisten, dem Strafrechtsschutz des Kindes. Frä. Schulz ist schon seit Jahren auf dem Felde des Kinderrechtes und der Frauenbewegung mit Erfolg tätig und gehört dem Vorstande des Verbandes „Fortschrittlicher Frauenvereine“ an.

Die Zulassung von Frauen an der Kölner Handelshochschule ist vom preussischen Unterrichtsminister und vom Handelsminister genehmigt worden. Unter Erfüllung der gleichen Bedingungen wie die der männlichen Studierenden ist den weiblichen Studierenden volle Gleichberechtigung gewährt worden.

Mutterschutz und Säuglingsfürsorge in Italien. Die Rgl. Tabakmanufaktur in Rom hat vier Säle für stillende Mütter eröffnet. Die Räume dienen zugleich zur Erholung und zum Ausruhen für stillende Frauen. Neben diesen Räumen ist aber auch noch für die Kinder ein Väterraum eingerichtet worden und ein Schlafraum, wo die Säuglinge während der Arbeitsstunden der Mütter ruhen können. Da die Kindersterblichkeit gerade unter den Kindern von Tabakarbeiterinnen besonders groß ist, erscheint es überaus wünschenswert, daß durch Hebung der Gesundheit der Mütter, durch Fürsorge sowohl für diese, wie für die Kinder, eine Besserung der Zustände erfolgt.

Auskunftsstellen über Frauenberufe. Zahlreiche Frauen und Mädchen treten ins Erwerbsleben, ohne über die Aussichten in bestimmten Berufen, die nötige Vorbildung und Fachausbildung genügend unterrichtet zu sein, und sie erleiden durch falsche Wahl ihrer Tätigkeit, durch unrichtige Vorbildung Schiffsbruch oder sie müssen sich erst unter schweren Kämpfen, Geld- und Zeitopfern durcharbeiten. Es empfiehlt sich daher, ehe man den Weg der Ausbildung beschreitet, möglichst sachgemäße Auskunft einzuholen. Zu diesem Zweck hat die organisierte Frauenbewegung in den meisten größeren Städten zweckmäßige, gemeinnützige Auskunftsstellen geschaffen. So besteht in Berlin die Auskunftsstelle des „Bundes deutscher Frauenvereine“, die an der Hand reichhaltigen Materials, und gestützt auf langjährige Erfahrungen, alljährlich hunderte von Frauen Ratschläge erteilt. (Berlin NW., Brückenallee 33). Fernerhin hat der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“ in einer großen Anzahl von Städten Auskunftsstellen begründet, und zwar in nachfolgenden Orten: Dresden, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Heidelberg, Jena, Karlsruhe, Kassel, Koblenz, Königsberg, Mannheim, Marburg, Osnabrück, Pforzheim, Stuttgart, Tübingen, Weimar, Wiesbaden, Wismar. Auch schriftliche Anfragen werden jederzeit erbetigt, es ist ausschließlich Rückporto beizufügen.

Völkerschaften, bei denen noch ausschließlich das Mutterrecht herrscht, gibt es in Ost- und Zentral-Sumatra. Ein deutscher Forscher, Dr. Max Moskowsky, der sich längere Zeit in völlig unbekannten Gebieten der Insel aufgehalten hat, die verschiedenen Stämme studierte, berichtete in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft über primitive Gruppen, bei denen noch das Matriarchat herrscht. Der gesamte Besitz ist Eigentum der

Frau, die Familienbildung erfolgt lediglich nach der Abstammung von mütterlicher Seite.

Massendemonstrationen für Frauenstimmrecht in London. Die englischen Frauenrechtlerinnen planen, wie die Internationale Politische Korrespondenz meldet, für die nächsten Wochen große Demonstrationen. Am Sonnabend, den dreizehnten Juni, wird eine große Prozession von den Themse-Ufern am Parlamentsgebäude vorbei nach Albert-Hall marschieren. Unter polizeilicher Begleitung werden die Frauen sich durch Northumberland-Avenue, Piccadilly und Knightsbridge nach der Halle begeben. Mehr als sechstausend Sitzplätze sind bereits mit Beschlag belegt worden. Eine Unmasse von Bannern werden im Zuge die einzelnen Gruppen markieren. Die Pflügerinnen, Ärztinnen, Erzieherinnen, Schriftstellerinnen, Musikerinnen, Künstlerinnen, werden ihre eigenen Banner haben. Andere Banner werden großen Frauen gewidmet sein. Die kostbarste Standarte wird jedoch in der Abteilung der Hausfrauen getragen werden, die in großer Masse sich dem Zuge anschließen werden. Am einundzwanzigsten Juni findet dann im Hyde-Park ein großes Massenmeeting statt, zu dem Frauenrechtlerinnen aus allen Ländern bereits ihre Anwesenheit angemeldet haben.

Die russischen Eisenbahn-Ärztinnen. Der russische Verkehrsminister erließ, der Internationalen Politischen Korrespondenz zufolge, eine Verordnung gegen die Anstellung weiblicher Ärzte auf den Eisenbahnen. In der Begründung dieses Verbotes wird unter Hinweis darauf, daß die meisten Eisenbahnbediensteten männlichen Geschlechtes sind, die Lage der weiblichen Eisenbahnärzte als eine recht heikle bezeichnet. Die Ärztinnen selbst erklären jedoch, daß sie die heikle Lage viel weniger empfinden als so manche männliche Patienten, die sich genieren, sich von einer Frau ärztlich untersuchen zu lassen. Im ganzen und großen hätten aber die Eisenbahnbediensteten die anfängliche Scheu vor ihnen überwunden und das Verbot des Ministers sei aus dessen Feindschaft gegen die studierenden Frauen überhaupt zu erklären. Uebrigens empfahl der Minister die Anstellung weiblicher Doktoren in speziellen Frauen- und Kinderabteilungen der Eisenbahnhospitaler.

Modesteller über die Frauen. John D. Modesteller, der reichste Mann der Erde, empfing neulich eine amerikanische Journalistin und äußerte ihr seine Ansichten über die Frauen und ihr Arbeitsfeld: „Frauen sind gewissenhaft, sorgfältig und haben alle Eigenschaften für das Bureau- und Geschäftsleben“, sagte der Petroleumkönig, „aber — ich wage es zu sagen, daß Frauen viel glücklicher als Hausfrauen sind, wie als Lohnarbeiterinnen. Die Frau erfüllt als Mutter und als Fürsorgerin für die Familie ihre größte Mission. Es mag sein, daß gewisse Umstände das Geschäftsleben für eine Frau zur Notwendigkeit machen, aber wenn sie frühzeitig beginnt, dann darf ich wohl sagen, daß keine Frau ihren Lebensunterhalt außer dem Hause zu verdienen braucht. Selbstverständlich ist das Heim mit Recht der Platz für die Frau. Es ist für sie geschaffen und sie zieht es mehr, als sie irgend einen anderen Platz zieht.“

Eine Abteilung reitender Frauen hat kürzlich in London vor dem Obersten Riccardo exerziert und großen Beifall gefunden. Die Abteilung nennt sich Florence Nightingale Brigade und setzt sich aus reitenden Feldlazarettgehilfinnen zusammen, die bereit sind, im Kriege diesen schwierigen Dienst zu Gunsten der Verwundeten auszuüben. Es heißt, daß die weibliche Truppe demnächst dem König Eduard vorgeführt werden wird.

Amerikanische Amazonen. Ein eigenartiges Schauspiel bot die kürzlich erfolgte Einführung des Gouverneurs von Louisiana in sein neues Amt. Der erwählte Gouverneur Jared A. Sanders wurde in Baton Rouge, der alten kleinen französischen Stadt, die heute noch die Hauptstadt des Staates ist, obgleich sie von New-Orleans lange schon an Größe und Bedeutung überflügelt ist, mit großen Feierlichkeiten empfangen und nach dem Kapitol geleitet, wo er vor dem Oberrichter sein Amt ablegte. Der Wagen des Gouverneurs wurde von allen möglichen Vereinen eskortiert. Das größte Aufsehen erregte jedoch die Amazonenschwadron der Daughters of the Confederacy Cavalry, eines Wohltätigkeitsvereins, der ursprünglich von den Töchtern der alten konföderierten Kavalleristen des Bürgerkrieges gegründet worden ist. Die jungen Damen ritten sämtlich auf Rapen, sie trugen weiße Leinenkleider mit rotem Gürtel, dazu aufgeklappte Panamahüte und den Karabiner über den Rücken gehängt.

## Die diebische Akt.

Eine japanische Erzählung. Von Konrad Fudde.

(Nachdruck verboten.)

Ali war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren. Ihre Eltern hatten sie verzogen. Wie alle Kinder, die von den Eltern verzogen werden, war sie launenvoll, zornig und unartig. Leider hatte sie noch einen weiteren Fehler. Ali war diebisch. Sie stahl überall, und sie stahl beständig. Sie wurde nie bei ihren Diebereien ertappt. Höre, Leser, und urteile selbst.

Eines schönen Morgens nahm sie einen Korb, füllte ihn mit Fischen und verließ das Haus, ohne etwas zu sagen. Leider ließen ihre Eltern ihr die Freiheit, zu gehen und zu kommen, wann sie wollte, und man fragte sie nie, wohin sie gehe oder woher sie komme. Deshalb fragte man sie an diesem Morgen nicht einmal, was sie mit dem Korb Fische vorhabe.

Ali ging die Straße entlang, bog dann nach rechts ab, schritt über einen breiten Platz und stand draußen vor einem hübschen und stattlichen Hause. In diesem Hause war es, wo der hochgeachtete und wohlgeborene Minister San-jo wohnte.

Das junge Mädchen ging in die Küche. O-sau-dou, die würdige und sehr ehrbare Köchin war gerade im Begriff, das Frühstück Sr. Excellenz des Ministers zuzubereiten.

„Guten Tag, Madame O-sau-dou,“ sagte Ali mit einem tiefen Knick. „Ich bin Herrn Ta-kei-offhi Tochter, und Herr Ta-kei-offhi ist der sehr geachtete Mann, der in der Hougofstraße mit Seidenwaren handelt. Gestern Abend hat euer Herr meinem lieben Vater einen sehr großen Dienst erwiesen. Und jetzt sendet mein Vater mich, um in seinem Namen zu danken. Später wird er selbst kommen. Einstweilen soll ich diesen Korb mit Fischen hier abliefern. Dies ist nur eine Kleinigkeit, aber mein hoher Vater bittet doch Excellenz, sie als geringen Beweis seiner dankbaren Anerkennung anzunehmen.“

Die brave Köchin nahm den Korb mit Fischen entgegen und ging hinein und erzählte alles, was Ali gesagt hatte, dem Minister, der gerade im Begriff stand, Toilette zu machen.

Der Minister hörte sie einen Augenblick an. Dann sagte er:

„Ich kenne keinen Ta-kei-offhi. Ich weiß auch nicht, daß es in der Hougofstraße einen Seidenhändler dieses Namens gibt. Ich habe ihm gestern keinen Dienst getan. Ich habe ja nicht einmal dieses Haus verlassen. Das junge Mädchen irrt sich. Gib ihr ihre Fische wieder zurück.“

O-sau-dou kam zurück und erzählte, was der Herr gesagt hatte.

„Das ist doch merkwürdig,“ sagte Ali, die inzwischen einen kleinen silbernen Topf hatte verschwinden lassen, und nahm ihren Korb Fische. „Sollte es wirklich nicht hier sein? Dann muß ich mich geirrt haben. Am besten ist wohl, wenn ich mich zu Hause erkundige. Darf ich den Korb hier so lange stehen lassen, bis ich wieder zurück bin? So brauche ich ihn nicht mit mir zu schleppen. Darf ich?“

„Natürlich, sehr gern, liebes Kind,“ sagte die gutmütige O-sau-dou, und Ali setzte den Korb in eine Küchenecke, knickte wieder und begab sich auf demselben Wege zurück, den sie gekommen war. — Lieber Leser! Jetzt fragst du mich wohl, weshalb das listige junge Mädchen ihren Korb zurückgelassen hat. Weshalb? Zerbrich dir nicht den Kopf! Du rätst es doch nicht. Aber du wirst es bald erfahren, und dann wirst du ausrufen: Welch durchtriebenes diebisches Ding! — — —

Ali ging überhaupt nicht nach Hause. Keineswegs! Sie schritt die Allee entlang bis zur Satanaostraße und betrat den Laden eines bekannten Uhrmachers.

„Guten Tag! Entschuldigen Sie,“ sagte Ali, „ich komme von Ihrer Gnaden San-jo, der Frau Ministerin. Haben Sie einige hübsche goldene Uhren zu verkaufen?“

„Ja wohl, schönes Fräulein! Sollen es große oder kleine Uhren sein?“

„Das weiß ich nicht. Ihre Excellenz haben mich zu Ihnen gesandt, um zu sagen, daß sie mehrere verschiedene Uhren zu sehen wünscht. Sie ist heute sehr müde und kann nicht ausgehen; für heute Abend braucht sie aber notwendig eine Uhr. Wollen Sie so gut sein

und einen Ihrer Weissen mit einigen Uhren mit mir zu meiner gnädigen Frau senden?“

„Liebes Fräulein, es wird mir eine Ehre sein, Sie selbst zu begleiten.“

Weshalb sollte der Uhrmacher dem jungen Mädchen keinen Glauben schenken? Es war nicht der geringste Grund zu einem Verdacht vorhanden. Er suchte also ein Duzend der schönsten goldenen Uhren zusammen, legte sie in eine Schachtel, wickelte diese in ein schönes seidenes Tuch, warf den Mantel über die Schultern und machte sich mit Ali auf den Weg.

Sie kamen zum Hause des Ministers und betraten den Vorhof. Da sagte die böse Ali zu ihrem Begleiter: „Hören Sie! Die gnädige Frau liegt noch im Bett. Vielleicht dürfte es ihr unbequem sein, jetzt schon aufzustehen, um Sie zu empfangen. Lassen Sie mich mit den Uhren zu ihr hinaufgehen. Sie warten dann so lange hier an der Tür.“

Der Uhrmacher war nicht argwöhnisch, und er gab ihr die Uhren, während er sich in seinen Mantel hüllte und sich zum Warten rüstete.

Ali ging in die Küche. „Entschuldigt,“ sagte sie zu O-sau-dou, „aber ich habe mich wirklich geirrt. Es war nicht der Herr Minister San-jo, der die Fische haben sollte. Es war ein anderer Herr San-jo. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung.“

„Tut nichts,“ sagte die freundliche Köchin, „jeder kann irren, jeder macht seine Fehler.“ Und damit nahm Ali ihren Korb mit Fischen wieder zurück. (Meine Leser fangen jetzt gewiß an zu begreifen, weshalb sie voriges Mal den Korb stehen ließ.) Sie knickte wieder und kam unten an die Tür, an der der Uhrmacher stand.

„Ihre Gnaden sind jetzt damit beschäftigt, Ihre Uhren zu prüfen,“ sagte sie. „Sobald sie fertig ist, wird sie Sie rufen lassen. Sie müssen mich entschuldigen, daß ich Ihnen nicht so lange Gesellschaft leisten kann, denn, wie Sie sehen, soll ich diesen Korb Fische in die Stadt tragen. Adieu solange!“ Und Ali trat grüßend aus der Pforte. Der Uhrmacher hatte sie ohne einen Gegenstand in der Hand ins Haus treten sehen, jetzt sah er sie mit einem Korb voller Fische herauskommen. Wie sollte da der brave Mann nur einen Augenblick ahnen, daß Ali nicht zum Hause gehörte und daß sie seine schönen Uhren noch in der Tasche hatte.

Er wartete eine halbe Stunde. Niemand zeigte sich. Er wartete eine Stunde, aber niemand schien sich um ihn zu kümmern. Dann begab er sich zu O-sau-dou in die Küche.

„Nun,“ sagte er, „hat Ihre Gnaden eine Wahl getroffen?“

„Welche Wahl, mein guter Mann?“

„Zwischen den Uhren. Ich bin der Uhrmacher!“

„Welche Uhren?“

„Die Uhren, die ich dem jungen Mädchen mit hinausgab.“

„Welchem jungen Mädchen?“

„Sie, die mit einem Korb Fische fortging!“

„Sie, die mit einem Korb Fische fortging?“

„Ja, gerade sie!“

„Aber, mein guter Mann, das Mädchen mit dem Fischen gehört nicht in dieses Haus, nicht mehr, als ich in das Haus des Kaisers gehöre.“

Und dann erzählten sie einander, was geschehen war.

„Mein guter Mann,“ sagte die Köchin, „Ihre Uhren werdet Ihr wohl nie wiedersehen!“

Da verstand der unglückliche Uhrmacher alles, und er riß sich die Haare vom Kopf.

Er ging zur Polizei. Dieselbe leitete eine Untersuchung ein. Sie sucht noch heute und hält an allen Türen Wache. Ob sie die Diebin findet? Das ist schwer zu sagen, aber es ist gerade nicht wahrscheinlich.

## Denkspruch.

Wo du eine Lüge findest, unterdrücke sie.  
Doch prüfe dich wohl, in welchem Geiste du es tust.  
Nicht in Hast, in überstürzter, selbstluchtiger Heftigkeit,  
Sondern mit reinem Herzen, heil'gem Eifer, sanft, fast mitleidig.  
Thomas Carlyle.